

**Bitte Sperrfrist beachten: Samstag, 25. Januar 2020, 16.30 Uhr!**

**Es gilt das gesprochene Wort!**

Verleihung des Toleranz-Preises der Evangelischen Akademie Tutzing  
in der Kategorie „Zivilcourage“

Laudatio

Shermin Langhoff  
Intendantin des Maxim Gorki Theaters Berlin

*Mit fünf Zeilen*

*Von den Wiegenliedern der Mütter*

*bis zu den Nachrichten des Ansagers*

*Im Buch, im Herzen und auf der Straße, die Lüge besiegen,  
begreifen, Liebste, welch ein unvorstellbares Glück,  
begreifen, was geht und was im Kommen ist.*

(Nâzım Hikmet im Jahr 1946)

Liebe Preisträgerin Dunja Hayali,  
ehrenwerte Mitglieder der Evangelischen Akademie,  
sehr geehrte Gäste,

in der Vorbereitung auf diesen Tag und durch die Beschäftigung mit der Frage, wie ich – jenseits der seriös und schriftlich erfolgten Begründung der Akademie – am besten in schöne Worte fasse, weshalb Dunja Hayali den Toleranzpreis für Zivilcourage, der ihr heute hier verliehen wird, besonders verdient hat, fiel mir dieses geliebte Kurzgedicht ein. Und eigentlich ist damit alles gesagt. Auf jeden Fall kann ich es nicht schöner sagen, erst recht nicht „Mit Fünf Zeilen“.

Es sind aber auch 13.000 bis 15.000 Zeichen, um die die Akademie für die Laudatio bat, also freuen Sie sich nicht zu früh darauf, dass es heute ungewohnt schnell zum Bankett geht und fühlen Sie sich eingeladen, den poetisch-politischen Gedanken in diesem Gedicht zu folgen – und Dunja Hayali und Ihre Haltung gemeinsam zu denken, zu loben und zu feiern.

Dunja Hayali hat einen sehr wohlklingenden poetischen Namen, den ich mit meinem Halbwissen übersetzen würde als die imaginierte, fantasievolle, utopische Welt im Diesseits. Fantasie verstehe ich hier als unsere Vorstellungskraft, dies betrifft auch jene Kraft, uns in andere hinein zu versetzen und betrifft unmittelbar unsere Fähigkeit zur Empathie.

Liebe Dunja, womöglich haben Ihre Eltern, die in den 50ern in Wien Medizin studierten eben auch das österreichische Filmmelodram mit der wunderschönen Dunja frei nach Puschkin gesehen. Jedoch gefällt mir die Vorstellung, dass Ihr Eintreten für eine bessere Welt Ihnen schon mit Vor- und Zunamen in die Wiege gelegt wurde.

„Begreifen, was geht und was im Kommen ist“ ist auch eine Mahnung aus dem Jahre 1946, kurz nach den Schrecken des Zweiten Weltkriegs, eine Mahnung an uns alle, die wir für eine offene Gesellschaft eintreten, für die freiheitlich-demokratische Grundordnung, für Frieden und

Humanismus. Wir sind dringlicher denn je aufgefordert, uns einen Begriff davon zu machen, mit welchen Herausforderungen wir es eigentlich zu tun haben – und dazu eine Haltung zu entwickeln.

Eine Haltung, die im besten und wünschenswerten Fall weder zynisch ausfällt, noch resignativ, noch apokalyptisch – was ja nicht jeden Tag leicht fällt angesichts der katastrophischen Gleichzeitigkeiten, die derzeit auf uns alle einströmen in Gestalt von reaktionären und neofaschistischen Wellen, angesichts der Komplexität von Kriegen und Migrationsbewegungen und einer sich immer drastischer zuspitzenden Klimakrise.

Der Blick in die Welt produziert gegenwärtig Verunsicherung, die Fragestellungen unserer Zeit schaffen Orientierungslosigkeit. Orientierungslosigkeit wiederum kann dazu verführen, vor der Komplexität und Diversität unserer Gesellschaft und ihrer Erzählungen zu kapitulieren und sich anfällig zu machen für die vermeintlich einfachen Lösungen und die Parolen der Reinheitsfanatiker, die ihre gepanschten Drogen aus Hass und Feindseligkeit unter Volk zu bringen versuchen.

Dem tritt Dunja Hayali mit aller Entschiedenheit entgegen.

„im Buch, im Herzen, auf der Straße die Lüge besiegen“ – daran arbeitet Dunja Hayali, indem sie sich aussetzt, als Journalistin, als Demokratin sich konfrontiert mit Andersdenken und Andersmeinenden, und kritisch nachfragt, wo alte Ideologien als neue Gewissheiten verkauft werden sollen. Indem sie sich in Zeiten zunehmender Anfeindungen von Journalist\*innen mit ihrer Stimme einmischt und Zivilcourage zeigt, auf der Straße in Chemnitz, nach dem Fanal von Halle.

Selbst in den Kakophonien der sozialen Netze mit ihrem Zwang zur Verkürzung bemüht sie sich um ein Fundament von Sachlichkeit, Fakten und Respekt – freilich mit klaren Grenzen. Das Verstehenwollen bedeutet nicht, für alles Verständnis zu haben. „Wer sich rassistisch äußert“, betont Hayali zu Recht, „ist verdammt noch mal ein Rassist.“

BEGREIFEN, sich einen Begriff zu machen, das heißt heute eben auch, mit größerer Sorgsamkeit denn je auf die Begriffe zu achten, die unsere Diskurse bestimmen oder zu formen versuchen. Das Gift der Rechten soll ja nicht nur in die Köpfe einsickern, sondern sich von dort seinen Weg bahnen in die alltägliche Sprache, sei es auf der Straße oder „in den Nachrichten des Ansagers“.

Ein Matteo Salvini, der gerade wieder durch die Schlagzeilen geistert, hat noch in seiner Funktion als Innenminister der rechtsextremen Lega in Italien mit Blick auf die Mittelmeer-Überlebenden den Begriff „Menschenfleisch“ benutzt. „Das ist die Sprache des Unmenschen“, schrieb der Journalist Heribert Prantl dazu, „die Unmenschlichkeit beginnt mit solcher Sprache. Sie darf nicht abfärben, auch nicht ein bisschen. Es darf nicht passieren, dass sich ein merkwürdiger Stolz darauf entwickelt, rechtsverachtend und schweinish daher zu reden.“ Das Grillparzer-Wort, das Prantl im selben Artikel zitiert – „von der Humanität durch Nationalität zur Bestialität“ – ist für Viele, auch für Dunja Hayali, wieder zur alltäglichen Erfahrung geworden, etwa in der Ausprägung, dass auf Twitter zu einer „Abschiebechallenge“ für sie aufgerufen, oder ihr ein „Fadenkreuz auf der Stirn“ statt des Bundesverdienstkreuzes gewünscht wurde.

„Die Würde des Menschen ist unantastbar“ lautet der erste Artikel des Grundgesetzes.

Das gilt auch für Dunja Hayali. Sie ist – und das haben wir gemeinsam – nicht nur Trägerin des Bundesverdienstkreuzes, sondern auch der Theodor-Heuss-Medaille, die verliehen wird für das Eintreten für eben jenes Grundgesetz, für Demokratie und Toleranz.

Wir sollten uns immer wieder aufs Neue vor Augen führen, dass Theodor Heuss und die anderen Mütter und Väter unserer Verfassung damals keine sofort lebbaren oder umsetzbaren Normative formuliert haben, sondern Utopien. So wie Hikmets Gedicht, kurz nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust zu Papier gebracht, angesichts einer Vergangenheit, die gewiss war und einer Zukunft, die ungewiss schien. Sie wussten um die Schrecken der Vergangenheit und formulierten aus

dieser Verantwortung und Schuld eine Utopie, die erfüllt werden sollte in der Zukunft, dem Frieden in Europa und der Welt verpflichtet.

In einer Zeit, in der noch eine Mehrheit der Bevölkerung diesen Satz zu unterschreiben bereit war: „Der Nationalsozialismus war eine gute Idee, nur schlecht umgesetzt“; in einer Zeit, in der viele Kommandeure und Befehlshaber des Nazi-Regimes bruchlos Unterschlupf finden konnten in den Chefetagen der Konzerne ebenso wie in der Verwaltung und in der Politik, nicht zuletzt in den Reihen einer Christlich Demokratischen Union. Das müssen wir uns ebenfalls vergegenwärtigen in Zeiten, in denen Konservative sich wieder anschicken, Ermächtiger und Steigbügelhalter für eine extreme Rechte zu werden, die im Parlament Tag für Tag die Werte des Grundgesetzes und der Demokratie, genauso wie die Kunst- wie die Meinungsfreiheit, in Frage stellt und zu torpedieren versucht.

Es braucht neben staatlichem Engagement in der Verfolgung von rechtsextremen Handlungen und Netzwerken auch mutige, engagierte Journalist\*innen wie Dunja Hayali und Medien als „vierte Gewalt“ zur kritischen Beobachtung, Recherche und Berichterstattung.

Zu den bis heute unverwirklichten Utopien zählt auch der Satz des Artikels 3 des Grundgesetzes, „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“, der nach dem Krieg, als Frauen in Deutschland eine diskriminierte, große Mehrheit waren, seine ganz eigene Strahlkraft besaß. Auch nach 100 Jahren Frauenwahlrecht sind weder die patriarchal dominierten Strukturen unserer Gesellschaft überwunden, noch ist der tief in sämtliche Lebensbereiche eingeschriebene Sexismus obsolet. Stattdessen flammen reaktionäre Debatten und Diskurse auf, die gegen die Emanzipation und, damit verbunden, gegen eine Diversität von Geschlechtsidentitäten und sexuellen Orientierungen die Rollenideale einer voraufgeklärten Repression in Stellung bringen. Auch hier hat Dunja Hayali Pionierarbeit mit ihrer eigenen Haltung geleistet und war unter anderem gemeinsam mit ihrem Kollegen Jaafar Abdul Karim in der zweiteiligen Dokumentation zum Thema „Wie sexistisch sind wir“ auf ZDF neo zu sehen.

Wir erleben heute keine Gleichberechtigung der Frau, weder in der Politik, noch in der Wirtschaft, im Theater oder im Sport – dem Metier, für das Dunja Hayali eine besondere Passion hat und in dem sie sich als Moderatorin des „Aktuellen Sportstudios“ glänzend behauptet. Auf einem Feld mithin, wo nicht nur ein Karl-Heinz Rummenigge als Präsident des FC Bayern München mit seiner ganz eigenen Auslegung des Grundgesetzes überrascht, sondern wo Homophobie, Rassismus, Misogynie und Sexismus überschießen; wo Dunja Hayali mithin intersektional von Zuschreibungen betroffen ist: als Frau und als Mensch mit „Migrationsvordergrund“, wie sie es selbst nennt, da wird einem das Deutschsein schon mal abgesprochen.

Auch das scheint eine Erfahrung von Dunja Hayali, der Westfälin, zu sein: anz gleich, wie deutsch man aufgewachsen ist, wie deutsch man denkt und sich verortet, wie sehr man glaubt, dieses Prädikat *deutsch* verdient zu haben – wenn der politische Moment es will, wird man zur *Anderen* gemacht. Selbst der Nexus kulturell-religiöser Zugehörigkeit – Dunja Hayali ist als Tochter christlicher Eltern in Datteln aufgewachsen, die einen bis heute respektierten und gern erinnerten Familiennamen im nordrhein-westfälischen Bürgertum etabliert haben – schützt dann nicht vor dem Konstruiertwerden. Ich kenne das. So wie ich die Erfahrung kenne, die Dunja Hayali in ihrem Buch „Haymatland“ angesichts der Pogrome in Rostock-Lichtenhagen 1992 beschreibt – dass Freundschaften plötzlich unter der Perspektive, wer einen im Ernstfall vor dem neuen Faschismus zu beschützen bereit wäre, an Bedeutung gewinnen,.

Es spielt dabei keine Rolle, ob man Identität selbst zum Thema macht. Dunja Hayali ist als Journalistin mit einer besonderen Karriere früh in die Öffentlichkeit getreten, noch bevor unter Medienmacher\*innen die Frage relevant wurde, wie viel Diversität eine Fernsehlandschaft braucht. Aber das schützt nicht davor, zur Projektionsfläche zu werden, wenn die Diskurse um Herkunft und Repräsentation aufflammen, die es – auch das gehört zur Wahrheit – in diesem Land nicht nur von

Rechts gibt. Unversehens verengt sich der Fokus auf die Frage, in welcher Sprache die Mutter die Wiegenlieder gesungen hat und aus welchem Land sie stammt. Ich weiß nicht, welche Wiegenlieder Dunja Hayalis Mutter gesungen hat, oder vielleicht ihre ältere Schwester – in meinem Fall waren es die Lieder meiner Großmutter Fatma, Tochter von 1913 aus Thessaloniki migrierten Farmern.

Die Reduzierungen auf Herkunft haben mich dazu gebracht, selbst zu konstruieren, dem Theater, das ich ermöglichen will, das Label „postmigrantisch“ zu verleihen und so die Deutungshoheit zurückzugewinnen. Ich habe in meiner Laufbahn allerdings auch viele Künstler\*innen erlebt, bei denen die Reduzierung auf Herkunft dazu geführt hat, dass sie die Wiegenlieder ihrer Mütter nicht zum Gegenstand ihres Denkens und Wirkens machen wollten – obschon sich doch gerade aus der subjektiven Perspektive, dem Erlebten, Gefassten und Gedachten und nicht zuletzt dem eigenen Schmerz, ein Werk formt; obwohl diese Wiegenlieder als tradierte und sich zu eigen gemachte Erzählungen von Welt gerade heute eine Notwendigkeit besitzen und in jenen Narrativen aufgehen können, die unsere gemeinsame Arbeit an einer anderen Gesellschaft befördern, an einem anderen, diversifizierten WIR, das mit Konflikten leben lernt und gegebenenfalls sogar produktive Kraft aus ihnen schöpft.

Für Dunja Hayali gehört zu dieser Suche nach einem anderen vielfältigen WIR auch die Verteidigung ihres Begriffs von Heimat gegen die selbst ernannten Heimatschützer und Jägerzaun-Propagandisten, die täglich beweisen, dass es keine Rolle spielt, ob der Begriff Heimat im Plural existiert – solange die damit verbundene Ausgrenzung kein singuläres Phänomen bleibt.

Ganz gleich, ob man Heimat mit Bloch als etwas fasst, „das allein in die Kindheit scheint und worin noch niemand war“, ob man es mit der Professorin für politische Soziologie, Bilgin Ayata, hält, die fordert: „Wir dürfen uns nicht damit aufhalten, schönere, pluralistischere Versionen von Heimat zu finden. Wir müssen Zugehörigkeit entheimatisieren und grenzenlos und unverschämt bleiben“, oder ob man Heimat für sich verortet, ganz persönlich – was Dunja Hayali zu Recht fordert und vormacht, ist eine Arbeit am Begriff Heimat als Ringen um die offene, demokratische Gesellschaft, für die es neue Allianzen und Solidaritäten braucht.

Das ist einer der Beweggründe, weshalb ich heute diese Laudatio halte, in der Evangelischen Akademie, für Dunja Hayali.

Die zentrale Frage, die sie aufwirft und die uns auch am Gorki-Theater beschäftigt, verlangt dringlicher denn je nach einem gemeinsamen Weiterdenken, nach neuen Utopien:  
„Wie wollen wir zusammenleben?“

Wir erleben gegenwärtig, wie sämtliche der uns bekannten Systeme unter Druck geraten. Teilweise zu Recht, wenn es um patriarchale Strukturen geht oder die Auswüchse eines Finanzkapitalismus, der dem Streben nach Solidarität diametral entgegensteht. Der ehemalige Unternehmensanwalt James Gamble, der für Facebook, JPMorgan Chase und andere Wirtschaftsriesen tätig war, hat unlängst festgestellt, dass die Leiter\*innen der großen Aktienkonzerne nach geltendem Recht dazu verdonnert seien, „wie Soziopathen zu handeln“.

Gerade als Personen in der Öffentlichkeit, mit öffentlichen Ressourcen agierend, sind wir aufgefordert, auf die Kritik an den bestehenden Systemen zu reagieren. Gerade dort, wo deren Wertabschöpfung mit den Werten des Gemeinwohls nicht mehr vereinbar ist.

Dunja Hayali hat vor einiger Zeit Kritik einstecken müssen, auch von Kolleg\*innen, wegen der Arbeit, die sie für einzelne Konzerne übernommen hat. Sie hat sich daraufhin selbstkritisch reflektiert, was ausdrücklich zu loben ist. Zum BEGREIFEN gehört auch, die eigene Haltung infrage zu stellen. Jeder Mensch darf Fehler machen, auch Journalist\*innen und Moderator\*innen dürfen das. Gerade in Zeiten, in denen es immer schwerer wird, für etwas einzustehen, in denen viele Intellektuelle sich wegducken und eben keine Verantwortung übernehmen wollen, aus Angst, sich angreifbar zu machen, sind wir alle Lernende.

Und wir alle sind herausgefordert von einer jungen Generation, die unserer Art zu leben genauso wie einem auf die Ausbeutung sämtlicher Ressourcen gerichteten Wirtschaftssystem eine Absage erteilt, die uns messen wird an unseren Ansprüchen und der Art, wie wir sie beglaubigen.  
Die Frage „How dare you“ steht nach wie vor unbeantwortet im Raum.

BEGREIFEN, WAS GEHT UND WAS IM KOMMEN IST.

Wir leben in Zeiten des Übergangs und gewaltiger Umbrüche.

Allein, wenn wir uns die Zukunft in 30 Jahren vorzustellen versuchen, wird deutlich, mit welchen Prozessen und Fragestellungen wir konfrontiert sind. In den Fragen, die uns global betreffen, liegt aber auch die Chance, gemeinsam zu einem anderen planetarischen Denken zu kommen. Man muss nicht naiv sein, um sich eine andere Welt zu wünschen und für diese zu kämpfen – auch das lebt Dunja Hayali vor.

Und eben das sind wir nicht nur den Generationen schuldig, die vor uns gekämpft haben und derentwegen wir Jahrzehnte ohne Krieg erfahren durften.

Wir sind es den künftigen Generationen schuldig, damit die Wiegenlieder, die wir unseren Kindern singen, keine hoffnungslosen bleiben.

Ich meine,

*Mit fünf Zeilen*

*Von den Wiegenliedern der Mütter*

*bis zu den Nachrichten des Ansagers*

*Im Buch, im Herzen und auf der Straße, die Lüge besiegen,*

*begreifen, Liebste, welch ein unvorstellbares Glück,*

*begreifen, was geht und was im Kommen ist.*

Ich danke Ihnen und beglückwünsche Dunja Hayali zum Toleranzpreis für Zivilcourage der Evangelischen Akademie.